

FILM

## „Späte Genugtuung“

Filmhistoriker Jonathan Rosenbaum, 55, über die Rekonstruktion der Originalfassung von Orson Welles' Thriller „Touch of Evil“, die jetzt im Münchner Filmmuseum ihre Deutschland-Premiere feiert

**SPIEGEL:** Mister Rosenbaum, wieso haben die Studiobosse von Universal Pictures das Meisterwerk von Welles 1958 nur verstümmelt in die Kinos gebracht?

**Rosenbaum:** Universal-Manager Edward Muhl befahl dem Regisseur, sich aus Schnitt und Ton herauszuhalten. Ihm gefiel die Erzählstruktur nicht.

**SPIEGEL:** Wie haben die Verantwortlichen die Eingriffe begründet?

**Rosenbaum:** Die mußten nichts begründen – der Film gehörte ihnen, nicht Welles. Offiziell haben sie behauptet,

die Zuschauer könnten der Geschichte nicht folgen. Dabei war die Verständlichkeit Welles äußerst wichtig.

**SPIEGEL:** Es geht um einen Mord im Drogenmilieu an der mexikanischen Grenze. Der US-Fahnder, gespielt von Welles, erweist sich als korrupt. Gab es für die Einwände Hollywoods politische Motive?

**Rosenbaum:** Selbstverständlich, auch wenn die nicht offen zutage liegen. Herausge-

schnitten wurde etwa, wie der US-Polizist dem mexikanischen Verdächtigen in den Magen boxt und dabei sagt: „In der guten alten Zeit sind wir so mit euch umgesprungen.“

**SPIEGEL:** Orson Welles galt als unbeugsamer Mann. Wieso konnte er sich künstlerisch nicht durchsetzen?

**Rosenbaum:** Es ging ihm gar nicht so sehr um sein künstlerisches Ideal. Er wollte auch, daß der Film kommerziell erfolgreich ist. Aber Universal hatte ein B-Movie erwartet, kein Meisterwerk.

**SPIEGEL:** Sogar die Studio-Fassung von „Touch of Evil“ (deutsch: „Im Zeichen des Bösen“) gilt als Klassiker des Film noir. Wie haben Sie Welles' Wunschversion jetzt rekonstruiert?

**Rosenbaum:** Es gibt einen 58seitigen Brief von Welles an Universal. Danach haben wir uns gerichtet, um den Film umzuschneiden. Schade, daß für Welles diese Genugtuung 13 Jahre zu spät kommt.



CINEFEST

Welles



Taylor-Woods-Video „Atlantic“ (1997)

AUSSTELLUNG

## Quassel-Striptease

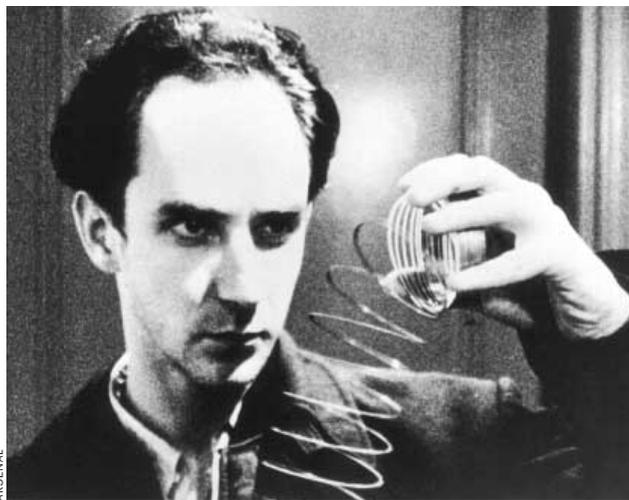
Der Tisch spricht. Es muß nur eine Hand über seine raue Holzoberfläche streichen, und schon plaudert er im Dialog. „Ich möchte, daß du mich berührst“, sagt eine Frauenstimme. „Deine Haut ist so zart“, entgegnet ein Mann. „Halte mein Handgelenk fest“, bittet sie nun. Das klobige Möbelstück der kanadischen Künstlerin Janet Cardiff, 41, mag besonders sensibel sein,

aber es ist keineswegs der einzige Gegenstand, der reden kann: Bei US-Künstler Tony Oursler, 41, bewegen Puppen ihre Mäuler; sogar Glühbirnen murmeln. Immerhin streiten sie sich nicht wie das – menschliche – Paar im gefüllten Restaurant, das die Britin Sam Taylor-Wood, 31, gefilmt hat. Der in Amerika lebende Thailänder Rirkrit Tiravanija, 37, bringt mit seinen Te-

### Kino in Kürze

„Pi.“ Max hat ein Gesicht, das eigentlich erst oberhalb der Augenbrauen anfängt: Hoch wölbt sich sein Denkerschädel mit den Geheimratsecken. Als brillanter, von Migräne gequälter Mathematiker braucht er ganz offenbar einen etwas größeren Kopf, um all seine Gehirnzellen unterzubringen. Er haust allein in einem computergespickten New Yorker Mini-Apartment, ein wild-äugiger, menschen scheuer Zahlenfreak, der es sich in den Dickschädel gesetzt hat, eine mathematische Logik hinter

dem Chaos der Börsenkurse zu entdecken. Finden wird er in „Pi.“, dem für 60 000 Dollar gedrehten, brillanten Erstlingswerk des Amerikaners Darren Aronofsky, allerdings weit mehr – vielleicht gar eine Zahl, die Gott und die Welt erklärt. Das jedenfalls glaubt eine Wall-Street-Firma genauso wie eine Gruppe orthodoxer Juden, die Max (Sean Gullette) für ihre Zwecke einspannen wollen: als Codeknacker für den Kommerz oder für die Zahlenmythik der Kabbala. In Schwarzweiß gedreht, in rhythmische, abrupt gestaffelte Bildfolgen gegliedert, entwickelt sich „Pi.“ mit der phantastischen, aber unabweisbaren Logik eines Alptraums. Wie einst „Eraserhead“ von David Lynch pflegt der Thriller eine Ästhetik der Klaustrophobie, in der sich die Welt allmählich auf einen einzigen Punkt verengt – und genau an diesem Punkt gebiert die Hoffnung der Mathematik auf Ordnung wieder das Chaos des Menschenlebens.



Darsteller Gullette in „Pi.“



lefon-Stationen im Museum selbst Fremde dazu, sich zu unterhalten – worüber, bleibt ihnen überlassen. Hauptsache, es wird ununterbrochen gequasselt: Denn „Talk.Show“, eine Ausstellung des Von der Heydt-Museums in Wuppertal (bis zum 24. Mai), erlaubt keinerlei Funkstille. Schließlich will die Schau vor allem die Unarten der modernen Kommunikation entlarven – und betretenes Schweigen wirkt im Zeitalter von Handy, Internet-Chat und Bärbel Schäfer deplazierter als der banalste Small talk oder der exhibitionistische Drang zum öffentlichen Seelen-Striptease.

## THEATER

## Havarie mit Serbien

Krieg und Kino gehen neuerdings auch auf der Bühne zusammen: nicht nur bei Peter Handke, in dessen skandalumrautem neuen Theaterstück zwei Regisseure in einem Provinzhotel Darsteller für einen Kriegsfilm suchen – falls es denn im Juni zur Aufführung am Burgtheater kommen wird. Auch der junge Dramatiker Oliver Czeslik, 35, läßt in seinem Stück „Havarie in Afrika“ Kino und Bühne kooperieren: Sechs Filmszenen unterbrechen da die Geschichte der Bosnierin Ista, die ihre Vergewaltiger und die Mörder ihrer zwei Töchter wiedertrifft. Czesliks Stück, das erste deutschsprachige über den Bosnien-Konflikt, wurde am Rosstocker Theater im Stadthafen uraufgeführt, als Nato-Bomber schon zu ihren Angriffen abhoben. Regisseur Volker Metzler, 33, der im letzten Moment für einen Kollegen eingesprungen war, befreite das Stück vom allzu intellektuellen Erzählkonzept – geholfen hat es nur bedingt. Der Krieg ist auch auf der Bühne eine heikle Angelegenheit, ob mit oder ohne Kino.

## Am Rande

## Auftrags-Arbeit



Diese Woche wollen wir, ganz cool und mit gebotenen Ernst, ein Problem erörtern, auf das die hanseatische Presse aufmerksam macht. In Hamburgs Ämtern, wird gemeldet, gebe es 987 „Beauftragte“ – also jene Hilfskräfte, die, mit Sonderaufgaben betraut, über die dichtbevölkerten Behörden-Korridore huschen. Hamburgs Verwaltung, als beschützende Werkstatt weltberühmt, beschäftigt rund 110 Frauenbeauftragte, diverse Informations- und Kommunikationsbeauftragte („IuK“), Haushaltsbeauftragte, eine Fahrradbeauftragte, eine Designbeauftragte, ja sogar einen Beschäftigungsbeauftragten. Manche dieser Reservate sind bereits zu stattlichen kleinen Behörden herangewachsen, die im Sozialetat manchen Happen aufschnappen. Das ärgert die CDU, die nun endlich wissen möchte, womit sich das IuK-Geschwader die Zeit vertreibt. Die SPD, seit 40 Jahren im Vollbesitz der Hansestadt, betrachtet das als freche Einmischung in ihre inneren Angelegenheiten und verweigert jede Auskunft. Aber was schert uns die CDU. Wir stellen, aus kulturpolitischer Sicht, eine konstruktive Frage: Sind 987 Beauftragte genug? Und wir sagen mit aller Schärfe: Nein! Es fehlt an einem geordneten Beauftragtenwesen in Kunst und Kultur. Denn hat nicht die Oper ein Recht auf einen Schnürboden-Beauftragten, die Musical-Branche auf einen „Phantom“-Beauftragten, brauchen nicht die gemarterten Künstler des Hamburger Schauspielhauses einen Elfriede-Jelinek-Beauftragten? Dieser neue Beauftragten-Boom muß kontrolliert werden – damit ist rasch ein hanseatischer Ehrenmann zu beauftragen.



„Zeigebilder“ aus dem „OhneWörterBuch“

## WÖRTERBÜCHER

## Sprachlos glücklich

Die Rechtschreibreform hat kaum zu wirken begonnen, da setzt ein Hauptbeteiligter schon zum nächsten radikalen Schritt an: Das Verlagshaus Langenscheidt, sonst ein Dorado akribischer Wortwerker (Slogan: „... weil Sprachen verbinden“), bringt nun das endgültige Utensil fürs visuelle Zeitalter heraus. „OhneWörterBuch“ heißt, ganz ohne Ironie, das Ringheftlein, mit dem sich Reisende sprachlos durch die wilde Ferne gestikulieren sollen – in 500 „Zeigebildern für Weltenbummler“, die vom Ungeziefer bis zum Raubüberfall so gut wie kein Thema des praktischen Alltagslebens auslassen. Fehlt nur noch der Ergänzungsband für geplagte Inländer. Dringend nötig wären beispielsweise Diskurshilfen zum Finanz- und Behördenrotwelsch, Gebrauchsanweisungs-Piktogramme wie „Nippel“ oder „Lasche“ und Anhänge für Reiter, Segler, Mobilfunkler oder gar selig verstummte Freunde der atonalen Musik.